

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 87 (1961)
Heft: 27

Rubrik: Der Rorschacher Trichter

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Werner Wollenberger



Der Rorschacher Trichter

211

Darf ich vorschlagen?

Freiluft-Lektüre

Dieses Leben ist eines der grausamsten. Wenn man sich erst einmal entschlossen hat, an ihm teilzunehmen, so bleibt einem quasi nichts mehr erspart.

Besonders schlimm ist, daß den Lebenden nicht nur unvermutete Schläge des Schicksals mit heimtückischer Hinterhältigkeit anfallen, sondern daß es sogar auch noch Würgegriffe des Geschickes gibt, mit denen man in festgelegten Abständen heimgesucht wird. Obwohl der Zeitpunkt, zu dem das Fatum diese Ueberfälle absolviert, genau berechenbar ist, entrinnt man nicht.

Eine dieser jährlichen Heimsuchungen sind die sogenannten Ferien. Für viele von Ihnen dürften sie in diesen oder den nächsten Tagen wieder fällig sein. Es ist klar, daß Ihnen auch diesmal nichts, aber auch gar nichts erspart bleibt.

Mit Ihrer Ruhe und Ihrem Seelen-Frieden ist es schon seit geraumer Zeit vorbei. Ueber Ihnen bangen Tagen und über Ihnen kummer-schweren Nächten schwebt die quälende und immer quälender werdende Frage: wohin?

Ein Fischer-Dorf in Süd-Italien? Ein feudaler Kasten in den Bergen? Ein trip durch Jugoslawien, eine Kreuzfahrt im Mittelmeer, ein Ritt durch Irland, ein schwedischer Sommer mit viel blonder Garnitur, eine Kahnfahrt durch Frankreich, eine Kunst-Reise durch Süddeutschland?

Es ist schon schlimm.

In manchen Nächten träumen Sie bedrückt von einer einsamen Alp-Hütte am Mittelmeer, an dessen Küsten sich gotische Kathedralen erheben, auf deren weiten Plätzen

schottische Dudelsack-Pfeifer musizieren, während leckere Schweidinnen dalmatinische Tänze dazu tanzen und in der Ferne hie und da ein Spaniel heult.

Es ist wirklich schlimm.

Aber es wird noch schlimmer!

Was Sie bis heute mit Tan-o-Tan über Nacht und im Schlafe haben konnten, das kostet Sie jetzt qualvolle Tage am Grill der Sonne. Natürliche Bräune ist immer eine Folge unnatürlicher Anstrengungen. Schweiß, Brandblasen und Triefaugen sind ihr Einstandspreis. Kühlung, die Sie in der häuslichen Badewanne in genau zu bestimmender Temperatur gefunden haben, müssen Sie in Meeren, die zu lau sind und in Bächen, die zu kalt sind, suchen.

Nein, es bleibt Ihnen wirklich nichts erspart.

Und wenn man bedenkt, daß sogar diese Qualen noch einmal erkauf sein müssen. Und zwar mit der Plackerei der unweigerlich vorausgehenden Packerei.

Was nehmen Sie mit?

Nur leichte Sommer-Sachen? – Wenn es dann aber ...

Oder doch auch den Regen-Mantel mit dem Teddy-Futter? – Wenn es dann aber gar nicht ...

Ich male Ihnen das nicht weiter aus. Sie kennen das ja und hier bleibt auch gespenstischste Detailschilderung hinter den Schrecknissen der Realität zurück.

Warum ich Sie dann überhaupt an diese sommerliche Hochkonjunktur-Zeit blindwütenden Schicksals erinnere?

Aus Sadismus?

Aber nein auch! Aus purer, reiner Menschen-Liebe!

Ich möchte Ihnen wenigstens eine kleine Sorge abnehmen: diejenige um Ihr geistiges Wohlbefinden!

Es ist nämlich eine Erfahrungs-Tatsache, daß auch Ihr Geist an Ihrer Ferien-Reise teilnimmt. Ich gebe

zu, daß er nicht die gleichen Strecken wie Ihr Körper zurücklegt und daß ihm ein gewisser Teil der Ferien-Zeit erspart bleibt. Das kommt davon, daß er a) während der ersten Tage ohnehin ganz abgeschaltet wird und daß er b) immer wieder zu Ihrem gemütlichen Zuhause zurückkehrt.

Nun mag es einem zwar gelingen, den Geist in der ersten Zeit der Ferien neben sich auf's Bade-Tuch zu legen oder im Koffer-Raum zwischen dem Sonnen-Hut und den zerquetschten Sandwiches zu deponieren, aber der Geist ist – auch wenn er klein und sehr bescheiden wirkt – ein unheimlich treuer Begleiter des Menschen. Bevor man ihn aufgibt, gibt er einen nicht auf. Er kehrt zurück und meldet sich und das ist dann wie das Gefühl von Hunger im Kopf.

An diesem Punkt muß man den Geist befriedigen.

Manche spielen Canasta. Aber damit gibt sich auf die Dauer selbst der genügsamste Geist nicht zufrieden. Andere knüpfen Diskussionen mit Bekannten an, aber das Niveau der Unterhaltungen bleibt bei 28 Grad im Schatten erfahrungsgemäß selbst unter den Bedürfnissen des bescheidensten Geistes zurück.

Bleibt das Kino. Allerdings lediglich als Versuch. Die Sommer-Programme der Kino-Theater an Ferien-Plätzen sind grundsätzlich auf die Bedürfnisse der Augen und der Ohren ausgerichtet, nicht aber auf diejenige des Geistes.

Da der Geist nun immer drohender seine Rechte fordert, gibt es schließlich nur noch eines: Lektüre.

Ich brauche nicht zu betonen, daß z.B. Tour-de-France-Berichte und andere wichtige politische Mitteilungen nur Notlösungen sind.

So bleibt zum unguten Ende eben doch nur ein Mittel: der Griff zu jener jahrhundertealten Erfindung, deren definitives Ende die professionellen Retter des Abendlandes seit dem Auftauchen des Stumm-

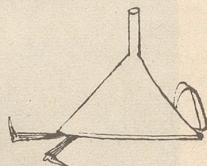
Filmes, des Grammophones, des Radios, des Ton-Filmes und der Television mit röhrender Unermüdblichkeit und krächzender Kassandra-Stimme ankündigen.

Es bleibt das Buch.

Es bleibt der Griff nach ihm.

Um nach Büchern greifen zu können, muß man Bücher mitgenommen haben. Das ist eine Binsen-Wahrheit, die das Schicksal aller Binsen-Wahrheiten zu teilen pflegt: sie wird gerne übersehen.

Dabei empfiehlt es sich besonders bei Ferien-Aufenthalten in Ländern anderer Zungen sehr, ein paar Bücher mitzunehmen. Was sich in durchschnittlichen Buch-Handlungen fremder Länder an deutschsprachiger Literatur findet, zerfällt grundsätzlich in zwei Teile: in Schon-Gelesenes und in Nicht-Lesbares. Ich bin überzeugt, daß es zum Beispiel in Italien eine eigene Kommission gibt, die das ganze



Jahr über nichts anderes zu tun hat, als deutsche Bücher für deutschsprachige Ferien-Gäste auszuwählen. Anders läßt es sich einfach nicht erklären, daß es zwischen *«Also sprach Zarathustra»* und *«Liebe auf Schloß Stappenhorst»* einfach nichts gibt. Hier kann es sich nicht um Zufälle handeln. Hier wirkt ein Plan.

Nehmen Sie also Bücher mit! Aber welche?

Hören Sie zu, ich habe da ein paar unverbindliche Vorschläge zu machen. Sie brauchen sich nicht an sie zu halten. Aber Sie können sie sich zumindest einmal anhören. Es kostet Sie das nur ein kleines bißchen Zeit und sonst gar nichts. Außer eventuell etwas Ärger über meinen Geschmack. Aber da sollten Sie sich nicht echauffieren. Freuen Sie sich lieber darüber, daß Ihrer besser ist. Und danken Sie mir dafür, daß ich Ihnen die Möglichkeit eines Vergleichs gebe. Ohne Vergleichs-Möglichkeit sind Sie ja gar nicht in der Lage, die triumphale Ueberlegenheit Ihres Geschmackes zu erkennen.

Ich würde mit etwas, das ganz leicht ist, beginnen. So leicht wie eine Schaum-Krone auf einer kleinen, verirrten Welle, die träge über das satte Tuch des mittäglichen Mittel-Meeres schlendert. So leicht wie der schimmernde Fall-Schirm eines Löwen-Zahn-Samens über einer Alp-Wiese. So leicht wie ... Und so kurz, daß seine Lektüre mit



Tilsiter

Me weiss mit ihm, wora me-n-isch.
Drum ghört Tilsiter uf e Tisch!

Mühe die samtene Stunde nach Sonnen-Untergang ausfüllt; und nur ausfüllt, wenn Sie zwischendurch einen lächelnden Blick in den erblassenden Himmel tun.

Das Büchlein ist nicht neu. Kurt Tucholsky hat es vor fünfundvierzig Jahren geschrieben und heißen tut's «Rheinsberg».

Vor dem ersten Weltkrieg hat Tucholsky diese Sommer-Geschichten geschrieben und so könnte es sein, daß sie kein Publikum mehr hat. Die Älteren haben sie vergessen und die Jüngeren noch nicht entdeckt.

Beide sollten sie lesen. Ich wüßte keine hübschere und anmutigere und herzerfreuende Lektüre für eine Ferien-Stunde am schimmern den Ende des Tages.

Es ist ein Nichts von einer Geschichte. Ein junger Mann und ein Mädchen entfliehen für ein paar Tage dem Wirbel der brausenden Stadt Berlin und nisten sich in dem altwäterischen Zimmer des behäbig zerbröckelnden Hotels eines verschlafenen Nestes ein.

Sie fahren in einem prähistorischen Lokal-Bähnchen, sie besichtigen das ortsansässige Heimat-Museum, sie erhaschen einen Blick auf eine Dorf-Theater-Vorstellung, sie schauen sich einen kolorierten Stummfilm an, sie treffen eine schlechtgewachsene, dafür aber äußerst emanzipierte Medizin-Studentin.

Mehr geschieht nicht.

Mehr ist nicht in diesem federge wichtigen Geschichtchen.

Mehr nicht?

Doch, da ist mehr! Das ist die seltsam-ironische Art zu sprechen, hinter der zwei junge Menschen ihre große Liebe verbergen möchten. Da ist die seltsame, staunende und gerührte Befangenheit der Groß-Stadt-Kinder vor dem einfachen Leben. Das ist die Sehnsucht nach der Stille des Waldes, der Seen und der sommerlichen Wiesen und die Ur-Angst des Städters vor dem Schweigen der Natur.

Da ist Uebermut und Verliebtheit und zärtlicher Witz. Da ist ängstlich verstecktes Gefühl und da ist nirgends Sentimentalität.

Ich kenne keine andere deutsche Liebes-Geschichte, die einen so vergessen machen könnte, daß «Charme» ein Fremd-Wort in unserer Sprache ist.

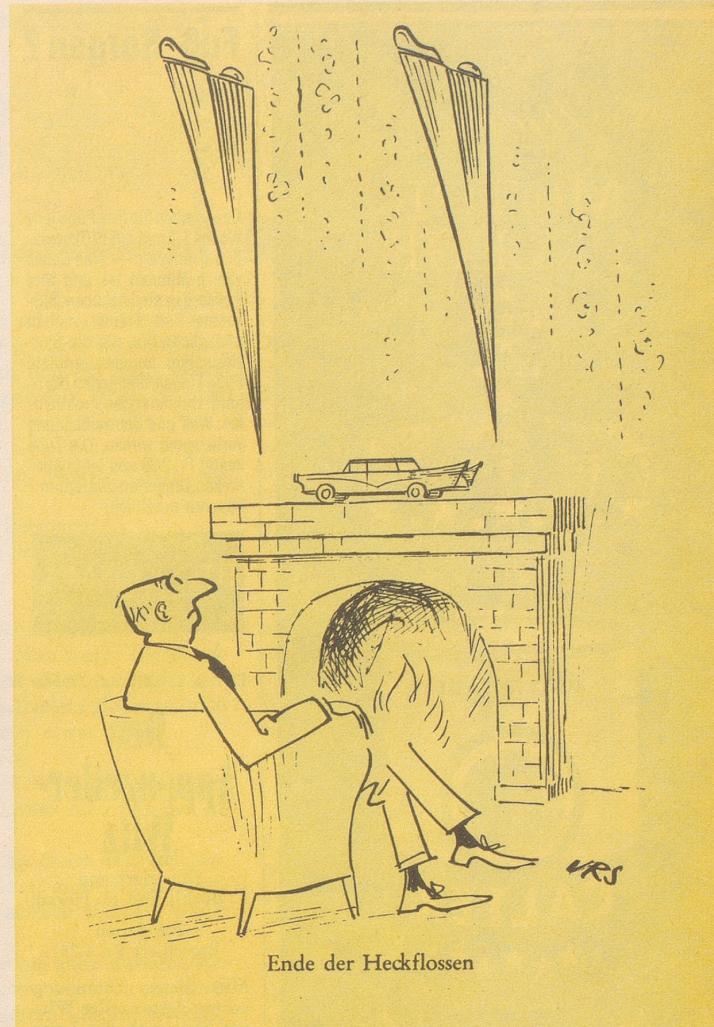
Lesen Sie «Rheinsberg». Und weil es höchst wahrscheinlich ist, daß Sie darnach unbändige Lust auf mehr Tucholsky bekommen, pakken Sie vielleicht doch auch gleich «Schloß Gripsholm» von ihm ein. Auch das ist eine Sommer- und Ferien-Geschichte. Nicht in allen Teilen von der schwebenden Leichtigkeit der frühen Novelle, nicht überall so schwerlos und nicht in

jeder Seite ganz so undeutsch bekömmlich. Nichtsdestoweniger aber eine wundervolle Ferien-Lektüre. Und nichtsdestoweniger ein Entzücken für Leute, die behutsame Ironie und lächelnden Witz und den kichernden Uebermut des sommerlich verrückten Pan lieben.

Wissen Sie, ich finde, man sollte als Sommer-Lektüre grundsätzlich Bücher mitnehmen, die nicht schwitzen.

Eines dieser Art ist – ebenfalls vor Jahren – von Bruce Marshall geschrieben worden. Es heißt «Das Wunder des Malachias» und Sie sollten es mitnehmen und lesen, obwohl sie nächsten Winter den Film sehen können, den Bernhard Wicki frei nach ihm gedreht hat. Es ist eine überaus liebenswürdige Geschichte, eine liebenswerte auch. Mitunter etwas versponnen, ein wenig kaustisch und hie und da unvermittelt von beißendem Witz. Sie erzählt von einem kleinen schottischen Land-Pfarrer, der in die Groß-Stadt kommt, weil es sein Bischof so wünscht. Vater Malachias ist ein wandelndes Gefäß, bis zum Rand gefüllt mit Glauben. Sein Vertrauen in die Allmacht des Schöpfers durchdringt ihn ganz. Er glaubt mit jeder Faser seines Herzens und mit dem entferntesten Muskel seines Körpers. Und weil sein Bischof so sehr über die Verworfenheit der Tanz-Diele, die gegenüber der neuen Kirche steht, entsetzt und traurig ist, beschließt er das zu tun, was der Himmel dem Gläubigen als schönste Belohnung für die Gläubigkeit zu wirken möglich macht: ein Wunder. Sein inniges Gebet versetzt in einer dunklen Nacht das anstößige Dancing auf einen einsamen Felsen im Meer. Getragen von den starken Schwingen des Glaubens eines kleinen Land-Pfarrers fliegt das Miniatur-Babel mit Kellner, Tänzerin und sündigem Gast durch die Nacht und weit weg aus dem Bereich, in dem es den sittenstrengen Bischof so tief erregt und verletzt.

Und nun müßte eigentlich alles gut sein. Nun müßte ein Wunder der verworfenen Welt die Augen öffnen. Aber ... Ich verrate nichts weiter. Ich bin kein Spiel-Verderber. Kein Denkspiel-Verderber. Bruce Marshall weiß besser zu berichten, wie es weitergeht. Er hat mehr über die Wünschbarkeit von Wundern nachgedacht. Und mehr über die Pläne eines lieben Gottes, der nur dann Hand zum Außerordentlichen bietet, wenn er den tiefen Sinn des Ueblichen wieder einmal klarmachen will. Und mehr über die weise Ordnung der Welt, die – wer vermöchte es zu sagen – vielleicht gerade in der scheinbaren Unordnung dieser Erde besteht.



Ende der Heckflossen

Es ist ein Buch mit doppeltem Boden, das Marshall da geschrieben hat. Es hat eine zweite Ebene. Die Anstrengung, den erquicklichen Doppel-Sinn dieses Romanes hinter dem Märchen ausfindig zu machen, müßte selbst an einem heißen Ferien-Tag unternommen werden können.

Ja, und nun hätte ich noch ein Buch vorzuschlagen.

Bevor ich es tue, mache ich Sie darauf aufmerksam, daß es sich um eine Sammlung von Gedichten handelt und daß es sich nicht besonders leicht liest. Aber wer weiß, vielleicht haben Sie gerade während der Ferien jene Ruhe, die Ihnen erst die Lektüre eines Werkes, das Ihnen ein Zusätzliches an Geistes-Arbeit abverlangt, ermöglicht.

Das Buch stammt von Edgar Lee Masters und heißt «Die Toten von Spoon River».

Es ist nichts anderes als eine Anthologie der Inschriften auf den Grabsteinen des Friedhofes einer amerikanischen Kleinstadt.

Also doch wohl eher einer Allerseelen-Lektüre.

Nein. Ich hab's probiert und es neu-

lich auf einem sonnenüberstrahlten Dach-Garten noch einmal gelesen. Es geht ganz gut. Es geht sogar sehr gut.

Denn dieses Buch ist keine weinliche Abhandlung über die Vergänglichkeit alles Irdischen, kein niederschmetterndes «Memento mori» und keine Toten-Messe in freien Rhythmen.

Es ist das genaue Gegenteil: eine wundersame Aufforderung, das kurze, rasch verlorene, rasch verlorene Leben zu leben. Ein Bekenntnis zum Diesseits.

Und es ist mehr: es ist eine großartige Schau der Welt und des Lebens und des Menschen. Ein gescheites, funkeldes, wundersames, bedächtiges, witziges, bitteres, verliebtes, drohendes Mosaik der Welt. Ein wundervoller Regenbogen des Lebens, leuchtend in allen Spektren des Menschlichen.

Und es ist ein Klassiker amerikanischer Dichtung. Aber man merkt es nicht. Und das ist das größte Kompliment, das man einem Klassiker machen kann. Wenigstens hierzulande, wo man gewohnt ist, das Wort «klassisch» als Synonym von «langweilig» anzusehen.